

FRANCK THILLIEZ

Monster



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Der erst 23-jährige Gewalttäter Grégory Carnot bringt sich in seiner Zelle im Gefängnis von Vivonne im Westen Frankreichs um. Die Umstände sind höchst merkwürdig: Er hat ein auf dem Kopf stehendes Landschaftsbild an die Wand seiner Zelle gemalt und sich selbst mit bloßen Fingern die Halsarterie herausgerissen. Kommandant Kashmareck, Lucie Henebelles ehemaliger Vorgesetzter bei der Kripo Lille, überbringt ihr diese Nachricht höchstpersönlich. Denn Carnot hatte ihre Zwillingstöchter Clara und Juliette entführt ... Die Ermittlerin zerbrach nach den damaligen Geschehnissen fast an ihrer Trauer und ist seither nicht mehr im Dienst. Auch mit ihrem Kollegen Franck Sharko hat sie keinen Kontakt mehr, zu schmerzlich ist die Erinnerung. Als Lucie jedoch von Carnots Tod erfährt, bricht sie endlich aus ihrer mühsam zusammengehaltenen Welt aus.

Franck Sharko, der ebenfalls noch mit den schrecklichen Ereignissen der Vergangenheit zu kämpfen hat, hat sich zurückversetzen lassen in den einfachen Ermittlungsdienst. In diesem Rahmen wird er ins Zentrum für Primatologie nach Meudon gerufen, wo die junge Wissenschaftlerin Eva Louts tot aufgefunden wurde. Es sieht zunächst so aus, als habe ein Schimpansenweibchen sie erschlagen und zu Tode gebissen. Doch schnell stellt sich heraus, dass die Schimpansin als »Mörderin« nicht infrage kommt und dass Eva offenbar einer Sache auf der Spur war, die jemand um jeden Preis geheimhalten wollte ...

Weitere Informationen zu Franck Thilliez
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Franck Thilliez

Monster

Thriller

Aus dem Französischen
von Eliane Hagedorn
und Bettina Runge

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Gataca« bei Univers Poche, Paris.

Zitat von Richard Dawkins aus: *Das egoistische Gen*, aus dem
Englischen von Karin de Sousa Ferreira. Springer Verlag, 2007.

Zitat von Umberto Eco aus: *Der Name der Rose*, aus dem
Italienischen von Burkhard Kroeber. Carl Hanser Verlag, 2011.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper, Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2014

Copyright © der Originalausgabe 2011

by Editions Fleuve Noir, Département d'Univers Poche

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

AG · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47763-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Esteban und Tristan,
die sich, wie sechs Milliarden andere kleine Ameisen,
bescheiden an dieser großen Baustelle – der Evolution –
beteiligen*

Mehr als drei Milliarden Jahre lang hatten bereits Organismen auf der Erde gelebt, ohne je zu wissen warum, bis schließlich einem von ihnen die Wahrheit aufzugehen begann.

Richard Dawkins, *Das egoistische Gen*

Die Wissenschaft besteht nicht nur darin, zu wissen, was man tun muss oder kann, sondern auch, was man tun könnte, aber nicht tun sollte.

Umberto Eco, *Der Name der Rose*

HINWEIS FÜR DEN LESER

Ich werde oft gefragt, wie ich auf meine Ideen komme. Aus Nachrichtenmeldungen? Beim Anblick einer Landschaft? An einer Straßenecke oder aus einer Schlagzeile? Um ehrlich zu sein, ich weiß es selbst nicht genau. Es gibt dafür weder Geheimnis noch Methode. Ich glaube eher an eine spontane Eingebung und an Zufall, so wie man tausend Blätter sehen kann, die der Sturm erfasst, und plötzlich mit den Augen genau dieses eine Blatt verfolgt, das einem dann an der Wange hängen bleiben wird.

Vor inzwischen gut zwei Jahren, als ich nach einer Idee für dieses Buch suchte, hörte ich nicht ganz zufällig den Vortrag eines Wissenschaftlers über die Evolution. Während seiner Rede erklärte der Professor Folgendes: Charles Darwin erhielt eines Tages von einem Briefpartner eine aus Madagaskar stammende Orchidee, *Angraecum sesquipedale*, üblicherweise als *Stern von Madagaskar* bezeichnet. Die Blüte enthält einen fünfundzwanzig bis dreißig Zentimeter langen Lippen-sporn, der mit Nektar gefüllt ist. Keiner der Schmetterlinge, die Darwin kannte, war in der Lage, in diese Tiefe vorzudringen. Wie also konnte die Bestäubung der Blume erfolgen, ohne dass die besagte Orchideenart ausgestorben wäre? Er ging davon aus, dass es auf Madagaskar einen Schmetterling geben musste, der mit einem ausreichend langen Saugrüssel ausgestattet war, um den Nektar aus dem Sporn aufzunehmen.

Einundvierzig Jahre später entdeckte man diesen Schmetterling und taufte ihn zu Ehren Darwins auf den symbol-

trächtigen Namen *Xanthopan morgani praedicta*. Der Saugrüssel dieses Schmetterlings maß zwischen fünfundzwanzig und dreißig Zentimeter ...

Ich fand diese Entdeckung so außergewöhnlich, dass ich mir sagte, sie berge zweifellos Stoff für eine Geschichte. Also interessierte ich mich für Biologie, für die Evolution und die DNA und begann, über die Rahmenhandlung nachzudenken. Der Zauber der Worte tat das Übrige.

PROLOG

August 2009

An diesem Tag hätte das Wetter nicht schön sein dürfen.

Nirgendwo auf dieser Welt hätten die Menschen das Recht haben dürfen zu lachen, über den Strand zu laufen oder einander Geschenke zu machen. Irgendetwas oder irgendjemand hätte sie daran hindern müssen. Nein, sie hatten kein Recht dazu, glücklich oder sorglos zu sein, denn an einem anderen Ort, in einem Kühlraum am Ende hässlicher, von Neonröhren beleuchteter Gänge, fror ein kleines Mädchen.

Die Kälte würde es nicht mehr verlassen. Nie mehr.

Nach Aussage der Behörden war die unkenntliche Leiche eines Mädchens – geschätztes Alter zwischen sieben und zehn Jahren – in der Nähe einer Landstraße zwischen Niort und Poitiers entdeckt worden. Lucie Henebelle wusste noch nichts Genaues über die Umstände der Auffindung, aber als die Nachricht die Kripo in Lille erreicht hatte, war sie sofort losgefahren. Über fünfhundert Kilometer, von Adrenalinstößen beflügelt, trotz der Müdigkeit und der Sorgen, der quälenden Angst vor dem Schlimmsten und beherrscht von der Bitte: »Mach, dass es nicht eine meiner Töchter ist, hab Erbarmen, mach, dass es nicht eine meiner Töchter ist.« Sie, die niemals betete, die den Geruch einer Opferkerze vergessen hatte, flehte zu Gott. Sie wagte zu glauben, dass es sich um ein anderes Kind handeln konnte, ein Mädchen, das verschwunden war, ohne in den Polizeiakten aufzutauchen. Vielleicht ein kleines

Mädchen, das erst am Vortag oder im Lauf dieses Tages entführt worden war. Andere Eltern würden unglücklich sein müssen, aber nicht sie.

Oh nein, nicht sie.

Lucie redete es sich immer wieder ein: Es handelt sich um ein anderes Kind. Die relativ geringe Entfernung zwischen dem Entführungsort von Clara und Juliette Henebelle – Les Sables-d’Olonne – und dem Ort, wo Spaziergänger die Leiche gefunden hatten, konnte reiner Zufall sein. Genauso wie die kurze Periode von fünf Tagen zwischen dem Verschwinden und dem Moment, in dem Lucie auf dem Parkplatz des Rechtsmedizinischen Instituts von Poitiers ausstieg.

Ein anderes Kind ... Aber warum war Lucie dann hier? Warum spürte sie plötzlich eine ätzende Säure in ihrer Kehle, die ihr Brechreiz verursachte?

Sogar am ausklingenden Tag war der Asphalt des Parkplatzes noch heiß. Zwischen den wenigen Polizei- und Personalfahrzeugen verpestete der beißende Geruch von geschmolzenem Teer und Reifengummi die Luft. Dieser Sommer 2009 war die Hölle gewesen, vor allem in persönlicher Hinsicht. Dabei stand ihr das Schlimmste noch bevor, wegen dieses abscheulichen Worts, das in ihrem Kopf hämmerte: unkenntlich.

Das Kind, das dort drinnen liegt, ist keine meiner Töchter.

Lucie schaute wieder auf ihr Handy, rief die Kurzmitteilungen auf, obgleich das Display kein kleines Umschlagsymbol zeigte. Vielleicht hatte sie unterwegs kein Netz gehabt, vielleicht hatte man ihr eine dringliche Nachricht hinterlassen: Man hatte Clara und Juliette gefunden, es ging ihnen gut, und sie würden bald wieder zu Hause bei ihren Spielsachen sein.

Das Schlagen einer Tür brachte sie in die Realität zurück. Keine Nachricht. Sie schob ihr Handy in die Tasche und be-

trat das Gebäude. Lucie kannte sich in rechtsmedizinischen Instituten bestens aus. Sie ähnelten sich alle. Geradeaus vorn der Empfang, im ersten Stock und im Erdgeschoss die Analyselabors und, wie symbolisch unter dem Erdboden, die Leichenhalle und die Obduktionsräume. Tote hatten kein Recht auf Tageslicht.

Hohlwangig und mit dunklen Schatten unter den Augen holte die Kommissarin bei der Assistentin einige Auskünfte ein. Ihre Stimme klang zögerlich und unsicher. Die Stimmbänder waren vom vielen Weinen, von zu vielen Schreien und schlaflosen Nächten strapaziert. Laut Verzeichnis war die Leiche – wieder so ein grausames Wort, das ihr die Brust zusammenschnürte – um 18:32 Uhr gebracht worden. Der Rechtsmediziner beendete bestimmt gerade die äußerliche Untersuchung. Vermutlich war er damit beschäftigt, aus der Toten die letzten Lebensminuten herauszulesen.

Es ist ein anderes Mädchen. Es ist weder Clara noch Juliette.

Lucie hielt sich nur mit Mühe aufrecht und wäre am liebsten umgekehrt. Sie lief durch die Gänge, stützte sich mit einer Hand an den Wänden ab, bewegte sich langsam durch die Dunkelheit, während draußen, mitten im Sommer, irgendwo Leute sangen und tanzten. Dieser Gegensatz war am schwersten hinzunehmen; überall ging das Leben weiter, während hier ...

Dreißig Sekunden später stand sie vor einer Flügeltür mit ovalen Fenstern. Hier stank es regelrecht nach Tod, es gab keine Ausflüchte, und nichts half, das abzumildern. Lucie hatte bereits Eltern, Brüder und Schwestern in diese pechschwarzen Tunneln geführt – zur Identifizierung der Toten. Die meisten brachen zusammen, noch bevor sie die Leiche gesehen hatten. Es war unmenschlich, einen Fuß an diesen Ort zu setzen. Es war gegen die Natur.

Hinter der Scheibe sah Lucie ein Gesicht mit Mundschutzmaske, das Augenpaar konzentriert auf einen Edeltahlstisch gerichtet, der außerhalb ihres Blickfelds lag. Diese Szene hatte sie bereits oft erlebt; und immer hatte sie darin nur das Anzeichen für einen neuen Fall gesehen, den sie sich aufregend und außergewöhnlich wünschte. Sie war so gewesen wie dieser verdammte Rechtsmediziner, der eine Obduktion von vielen abhakte und der, wenn er abends nach Hause kam, den Fernseher einschalten und ein Glas Wein trinken würde.

Heute jedoch war alles völlig anders. Sie war zugleich Polizistin und Opfer. Jäger und Beute. Und ganz einfach eine Mutter, die vor einem toten Kind stand.

Es ist keine meiner Töchter. Ein anonymes Mädchen. Andere Eltern werden bald an meiner Stelle leiden müssen.

Aus diesem Gedanken wieder ein wenig Mut schöpfend legte Lucie beide Hände an die Tür, atmete so tief ein, wie sie konnte, und stieß sie auf.

Der etwa fünfzigjährige Mann hatte ganz hinten auf dem Parkplatz des Rechtsmedizinischen Instituts hinter einem Kleinlaster geparkt, der medizinisches Material lieferte. Es war ein strategisch günstiger Ort, von dem aus er das Kommen und Gehen im Gebäude beobachten konnte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Die Augen hinter einer Sonnenbrille mit geklebtem Bügel verborgen wirkte er mit seinem dichten Mehrtagesbart wie ein Verbrecher. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Diese Hitze, diese verdammte drückende Hitze ... Er nahm die Brille ab und trocknete seine Stirn mit einem Stofftaschentuch, während er überlegte. Sollte er hineingehen und weitere Auskünfte über die Kinderleiche einholen? Oder sollte er warten, bis die Kriminalbeamten, die an der Obduktion teilnehmen mussten, herauskamen, und sie dann befragen?

Tief in seinen Sitz zurückgelehnt massierte Franck Sharko sich lange die Schläfen. Seit wie vielen Stunden hatte er nicht geschlafen? Wie viele Nächte wälzte er sich schon schlaflos in seinem Bett herum wie ein schuldiges Kind? Die Musik, die gedämpft aus dem Autoradio drang, und die kaum spürbare, warme Luft, die zwischen seinen beiden geöffneten Fenstern zirkulierte, ließen seine Augen zufallen. Sein Kopf sackte zur Seite, und diese unkontrollierte Bewegung weckte ihn auf. Sein Körper wollte schlafen, aber sein Geist verbot es.

Der Kommissar der Zentralstelle zur Bekämpfung der Gewalt, OCRVP, goss sich etwas lauwarms Mineralwasser in die Handfläche, fuhr sich über das Gesicht und stieg aus, um sich die Beine zu vertreten. Draußen legte sich die Luft klebrig auf seine bereits feuchte Kleidung. In diesem Moment kam er sich albern vor. Er hätte in das Gebäude gehen, seine Dienstmarke vorzeigen und der Untersuchung beiwohnen, hätte mechanisch und professionell Informationen zusammentragen können. Bei wie vielen Leichen hatte er in den fünfundzwanzig Jahren seiner Laufbahn, davon zwanzig Jahre bei der Kripo, zugesehen, wie die Instrumente eines Rechtsmediziners einen toten Körper zerschnitten? Bei zweihundert? Oder waren es dreimal so viele?

Bei Kindern jedoch war ihm dies schon lange unmöglich. Zu hell blitzte das Skalpell vor einer kleinen, unbehaarten und so weißen Brust – wie ein Kuss des Bösen.

Er hatte den Anblick der beiden kleinen Henebelles am Strand geliebt. Sie hatten Ball gespielt, waren unter den fürsorglichen Blicken ihrer Mutter gemeinsam durch Salzwasserpflützen gerannt. Es waren Ferien, alles war unbeschwert, das einfache geteilte Glück. Und dann ... dann waren die Zwillinge verschwunden – und es war seine Schuld.

Das war vor knapp einer Woche gewesen.

Eine der längsten, schmerzlichsten Wochen seit dem Verlust seiner eigenen Familie.

Was würden die Obduktion, die biologischen und toxikologischen Untersuchungen ergeben? Welche Hölle würde auf dem weißen Papier der Labordrucker erscheinen? Er kannte den Kreislauf des Todes auswendig, diese unerbittliche Logik des Unlogischen. Er war sich vollkommen sicher, dass ein menschliches Wesen selbst nach seinem Hinscheiden in den Händen der Polizei und der Ärzte noch keinen Frieden finden konnte, bis die Ermittlungen erfolgreich abgeschlossen waren. Diese Entwürdigung eines Körpers, in dem einmal Licht gewohnt hatte, widerte ihn an. Was die Kindermörder betraf ... Der Kommissar presste seine Finger zusammen, bis die Knöchel weiß hervortraten.

Sharko hörte, dass ein Auto einparkte. Im Schutz des Lieferwagens streckte er sich. Seine Gelenke knackten wie trockenes Reisig. Schließlich setzte er sich wieder in seine alte klapprige Kiste, die nicht weit von der Agonie entfernt war, aber durchhielt, weiter durchhielt ...

Genau in diesem Moment sah er sie. Jeans, graues T-Shirt über der Hose, nachlässig zum Pferdeschwanz gebundenes Haar. Nicht einmal ihren leuchtend blauen Augen gelang es, ihr Gesicht zu erhellen. Sie wirkte mitgenommen und unendlich erschöpft, und bei ihrem Anblick durchfuhr ihn ein unsäglicher Schmerz.

Lucie Henebelle war also auch sofort informiert worden. Sie hatte regelmäßig die EDV-Dateien aller Abteilungen eingesehen, sich für alles interessiert, was mit vermissten Kindern zu tun hatte. Und sie war beim ersten Alarm sofort hierhergekommen. Aber was zum Teufel würde sie in dieser Gruft tun? Wollte sie etwa zusehen, wie möglicherweise eines ihrer Kinder aufgeschlitzt wurde? Er selbst hatte es vor langer Zeit nicht ertragen, der Obduktion seiner kleinen Eloise

beizuwohnen. Das musste schlimmer sein, als eine entsicherte Granate zu schlucken.

Wie also konnte eine Mutter die Kraft dazu finden? Warum dieses Bedürfnis zu leiden und den Hass zu schüren? Und wenn es ein anonymes Kind war? War Lucie Henebelle dazu verdammt, auf der Suche nach ihren beiden Kindern von Leichenhalle zu Leichenhalle zu irren, bis sie nach und nach daran kaputtging? Und wenn sie nur ein Kind fände und niemals das andere? Wie sollte sie das aushalten?

Die Finger um das Lenkrad geklammert zögerte Sharko lange. Sollte er ebenfalls hineingehen? Oder lieber hier warten, bis sie wieder auftauchte? Aber wie sollte er es ertragen, sie von Trauer niedergedrückt näher kommen zu sehen, ohne sie in seine Arme zu schließen?

Nein, es gab nur eine Lösung. Flüchten. Er liebte diese Frau zu sehr.

Sharko ließ den Wagen an und fuhr Richtung Paris.

Als die Umrisse des Rechtsmedizinischen Instituts im Rückspiegel verschwanden, begriff Sharko, dass er sie wohl niemals wiedersehen würde.

Dahinrasen, die Kopfschmerzen ignorieren, die brennenden Augen und die Kinderhände, die sich in ihre Eingeweide zu krallen schienen. So schnell wie möglich weg von diesem Ort, der das Siegel des Todes trug. Lucie hatte nichts gegessen, nichts getrunken. Sie hatte sich nur übergeben. Ihre Nerven lagen blank, und ihr Körper schien nur noch durch die Wirkung des Adrenalins zu funktionieren. Die zulässige Geschwindigkeit bei Weitem überschreitend jagte sie über die Autobahn Richtung Norden. Was machte es schon, wenn sie in die Leitplanken krachte? Bis zur Erschöpfung fahren, möglichst viele Kilometer fressen, um nicht denken, nie mehr denken zu müssen. Und doch wurde ihr Gedächtnis von Bil-

dern überschwemmt. Der viel zu kleine Körper, der in krassem Gegensatz zu dem riesigen Obduktionstisch stand. Die glitzernden Instrumente unter der Arbeitslampe ...

Und die Ungewissheit. Das Unvermögen, eine ihrer eigenen Töchter zu erkennen, die sie in sich getragen und acht Jahre lang Tag und Nacht begleitet hatte, von denen sie jeden Gesichtszug, jedes kleinste verborgene Detail bis zum winzigsten Unterschied ihrer Gesichter kannte.

Ihr eigen Fleisch und Blut.

Sie musste sich gedulden, die Sekunden würden nun wie ein langsam wirkendes Gift durch ihre Adern fließen, und am Ende würde das Grauen warten: Entweder war eine ihrer Zwillingsstöchter tot, oder sie zitterte womöglich noch in den Händen ihres Peinigers. Das Schlimmste oder das Allerschlimmste ...

Welches Ungeheuer hatte sie entführt? Warum? Clara und Juliette waren verschwunden, als sie sich am Strand von Sables-d'Olonne ein Eis holen wollten. Innerhalb von knapp einer Minute hatten sie sich inmitten der Menschenmenge gleichsam in Luft aufgelöst. Hatte man durch einen unheimlichen Zufall ausgerechnet sie gekidnappt? Hatte man sie überwacht? Mit welchem Ziel? Lucie erwog ständig alle Szenarien, alle möglichen Variationen, bis sie krank davon wurde. Und jede Geschichte wurde von einer anderen, noch schlimmeren abgelöst. Eine endlose Spirale des Horrors.

Und all das wegen Franck Sharko. Dafür hasste sie ihn aus tiefster Seele, und nie, niemals wollte sie ihn wiedersehen. Und das war bestimmt besser so, denn ansonsten würde sie ihn umbringen.

Wie würden die nächsten Tage ablaufen, dieses Warten auf die Analysen, die Ermittlungen, die Suche nach dem Mörder? Wer konnte ein Kind so zurichten? Wo auch immer er sich verkrochen hatte, Lucie würde ihn bis zur Erschöpfung jagen.

Weder Clara noch Juliette. Es ist weder Clara noch Juliette, die ich heute Abend gesehen habe. Es war ... etwas anderes.

Zaghaftes Licht fiel durch das Fenster aus ihrer Wohnung mitten im Studentenviertel von Lille. Normalerweise ein angenehmer Ort voller Leben, Gespräche, menschlicher Wärme. Doch jetzt war der Boulevard verlassen, die Ampeln spuckten ihr Grün, Rot und Orange in einer endzeitlichen Monotonie aus. Lucie hatte Angst, nach Hause zu gehen. Ihr Zuhause war ohne Clara und Juliette schrecklicher als ein Sarkophag.

Ihre Mutter, Marie Henebelle, trank einen Kaffee nach dem anderen und schluckte ständig Medikamente, um wach zu bleiben. Es war drei Uhr morgens, und die Dame mit dem blond gebleichten Haar und der sonst so unerschöpflichen Energie war innerhalb weniger Tage scheinbar um zehn Jahre gealtert. Wegen des Berufs ihrer Tochter hatte sie die Mädchen aufgezogen. Sie hatte ihnen die Windeln gewechselt, die Fläschchen zubereitet, an ihrem Bett gewacht, wenn sie krank waren oder wenn Lucie in der Nacht unterwegs war, um jemanden zu beschatten.

Und heute, o Gott, heute ...

Mit zusammengebissenen Zähnen blieb Lucie reglos auf der Schwelle vor ihrer Mutter stehen. Wenn sie doch nur weit, weit weg von hier fliehen könnte, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen. Auf einer großen Sandzunge laufen, die mitten im Meer versinkt. Sie dachte bereits an den nächsten Tag, an das brennende Gefühl beim Aufwachen, wenn sie überhaupt würde schlafen können, an die leeren Betten im Kinderzimmer, das in Rosa und Grün gehalten war, an die Stofftiere, die darauf warteten, geknuddelt zu werden. Juliettes Elefant, den sie auf dem Volksfest gewonnen hatte, und Claras Flusspferd, das sie so gern an sich drückte. All diese Erinnerungen, die jetzt zu klaffenden Wunden geworden waren.

Da Lucie sich nicht von der Stelle rührte, trat ihre Mutter auf sie zu, schloss sie in die Arme und hielt sie lange fest, ohne ein Wort zu sagen. Was konnte man in solchen Augenblicken auch sagen? Dass alles wieder in Ordnung kommen würde? Eine Polizistin und folglich auch die Mutter einer Polizistin wusste besser als jeder andere, dass die Chancen, ein Kind nach achtundvierzig Stunden lebend aufzufinden, gleich null waren. Die Realität und die Statistiken sprachen eine deutliche Sprache.

Marie hatte den hermetisch verschlossenen, durchsichtigen Beutel bemerkt, den ihre Tochter in der Hand hielt. Sie hatte sofort begriffen. Das Set enthielt einen Mundschutz, ein durchsichtiges Röhrchen, ein Paar Einmalhandschuhe, eine Karteikarte und drei Wattestäbchen zur Entnahme von DNA.

Lucie murmelte gegen den Rücken ihrer Mutter. »Wie soll ich das nur schaffen, Maman? Wie soll ich damit fertigwerden?«

Marie Henebelle setzte sich erschöpft auf die Couch. Sie war eine große und schlanke Frau und trotz ihrer fast sechzig Jahre attraktiv. In dieser Nacht schrie ihr gesamter Körper um Hilfe, aber sie hielt durch, hielt durch ...

»Ich werde da sein. Ich werde immer für dich da sein.«

Lucie nickte und schiefte. »Das Kind auf dem Obduktionstisch ... Ich habe es verdammt, Maman, ich habe es verdammt, weil es mich im Zweifel ließ. Es ist nicht mein Kind. Tief in mir weiß ich, dass es nicht mein Kind ist. Wie sollte eine meiner kleinen Töchter dort liegen? Wie ... wie hätte man ihr etwas antun können? Das ist einfach unmöglich!«

»Ich weiß. Es ist unmöglich.«

»Ich bin sicher, dass dieser Unmensch dort geblieben ist ... als sich die Flammen ausgebreitet haben. Er hat zugesehen.«

»Lucie ...«

»Vielleicht schnappen sie ihn schnell. Vielleicht hält er weitere Mädchen gefangen, und meine Kinder ...«

Marie antwortete mit einer Resignation in der Stimme, die Lucie als Zeichen eines erbarmungslosen Verhängnisses auffasste. »Vielleicht, Lucie, vielleicht.«

Die Polizistin fand nicht mehr die Kraft zu sprechen. Im Halbdunkel wusch sie sich die Hände und riss den Beutel auf, den ihr das kriminaltechnische Labor mitgegeben hatte. Jede ihrer Bewegungen war tonnenschwer. Sobald sie die Handschuhe übergezogen hatte, kam sie ins Wohnzimmer zurück. Sie wechselte einen Blick mit ihrer Mutter, die zurückwich, ihre zitternden Finger an den Lippen.

In ihrer Funktion als Kriminalbeamtin schob Lucie das Wattestäbchen vorsichtig in den Mund, bewegte es leicht, damit sich das Ende aus weißer Watte mit ihrem Speichel vollsaugen konnte. Sie rieb ihr tränenüberströmtes Gesicht mit ihrem Arm ab. Sie durfte diesen Vorgang durch nichts verunreinigen, nicht einmal durch ihre Trauer als Mutter. Es kam ihr abscheulich vor, unreal: Sie suchte in ihrer DNA die Beweise dafür, dass eine ihrer kleinen Töchter vielleicht tot war.

Anschließend applizierte Lucie das Ende des Wattestäbchens auf das angegebene Feld einer rosa Karte – der FTA-Karte, bis diese mit ihrer DNA benetzt war, schob sie in den Beutel und verschloss diesen vorsichtig mit dem breiten roten Klebestreifen »Gerichtlich versiegelt. Nicht öffnen.«

Am nächsten Tag würde die Probe frühmorgens an ein Privatlabor geschickt werden, wo sie sich zu Hunderten anderer Proben gesellen würde. Ihre Zukunft – ihrer aller Zukunft – hing von einem einfachen Molekül ab, das sie nicht einmal sehen konnte. Eine Abfolge von Millionen Buchstaben A, T, G, C, die einen einmaligen genetischen Fingerabdruck bildete – außer im Fall eineiiger Zwillinge – und es

den Ermittlern schon oft erlaubt hatte, Verdächtige zu überführen.

Trotz ihrer Überzeugung und ihrer Hoffnung konnte Lucie den Gedanken nicht ganz unterdrücken, dass sie vielleicht bald ohne ihre kleinen Sterne würde leben müssen. Und wie könnte sie in diesem Fall überhaupt noch leben?

Kapitel 1

Ein Jahr später

Hauptkommissar Maniens Team von der Kripo Paris war als Erster am Tatort. Das Drama hatte sich im Bois de Vincennes unweit des Zoos und des Lac Daumesnil und nur wenige Kilometer vom berühmten 36, Quai des Orfèvres, dem Sitz der Pariser Kriminalpolizei, entfernt ereignet. Der Himmel war blau, das Wasser klar, die Temperatur an diesem Septemberanfang aber nur mäßig. Es war ein durchwachsender, gemischter Sommer gewesen mit häufigen heftigen Regenfällen, sodass die Hauptstadt hatte durchatmen können.

Am frühen Morgen hatte ein Jogger einen leblosen Körper entdeckt. Der Sportler, der sein Handy in einer Gürteltasche bei sich trug, hatte sofort die Notrufnummer gewählt. Innerhalb einer knappen Stunde war die Information von der Funkstreife bis zur Zentrale der Kripo weitergeleitet worden und in die dritte Etage des Hauses A durchgedrungen, wo sie die Kripobeamteten von ihren Stühlen riss.

Auf den ersten Blick schien es so, als habe ein etwa vierzigjähriger Mann am Steuer seines grünen Polos mehrere Stiche mit einem Messer oder Ähnlichem in den Brustkorb erhalten. Er trug noch seinen Sicherheitsgurt. Die seltsame Kopfstellung – das Kinn ruhte schwer auf der Brust – hatte die Aufmerksamkeit des Joggers erregt. Das Fenster auf der Fahrerseite war geöffnet.

Franck Sharko, die Nummer zwei des aus vier Beamten bestehenden Teams, hielt sich möglichst an der Spitze. Er ging mit festem Schritt, entschlossen, als Erster am Tatort anzukommen. In etwa zehn Meter Entfernung vor seinem Chef und seinen Kollegen durchquerte er die Sicherheitszone, die die beiden Polizisten der Funkstreife abgesteckt hatten, um sich dem Auto zu nähern, das durch Bäume vor Blicken geschützt war.

Die Beamten vom Quai des Orfèvres kannten den Bois de Vincennes sehr gut, insbesondere die Boulevards und heißen Ecken, wo Transvestiten, Prostituierte und Transsexuelle verkehrten. Diese Stelle hier war jedoch etwas abgelegener und galt als ruhig. Und tatsächlich war dieser Ort mit dem Zoo auf der einen, dem See auf der anderen Seite ideal für einen Mord ohne Zeugen.

Nachdem Sharko, der zu weite Jeans, uralte Bootsschuhe und ein schwarzes T-Shirt trug, die Latexhandschuhe übergestreift hatte, steckte er den Arm durch das offene Autofenster, nahm das Opfer am Kinn und drehte den Kopf zu sich. Hauptkommissar Manien, um die fünfzig und seit zweiundzwanzig Jahren am Quai des Orfèvres tätig, eilte daraufhin vor und zerrte Sharko wütend am T-Shirt zurück.

»Was machst du da, verdammt noch mal?«

Sharko schob den Kopf der Leiche sanft wieder in die Ausgangslage zurück. Er betrachtete die blutdurchtränkte Kleidung, die toten Augen, das aschfahle Gesicht.

»Ich glaube, ich kenne ihn. Sagt dir das Gesicht nichts?«

Manien tobte. Er zog Sharko zu sich heran, wie er es mit einem gewöhnlichen Verbrecher getan hätte.

»Und was ist mit der Spurensicherung? Dir ist wohl alles egal?«

»Frédéric Hurault ... ja, das ist Frédéric Hurault. Vor gut zehn Jahren hatten wir mit ihm zu tun. Ich habe damals die

Ermittlungen geleitet, und du warst mir unterstellt, erinnerst du dich?»

»Was mich im Moment interessiert, bist du.«

Sharko heftete den Blick auf diesen Chef, der einen geringeren Rang hatte als er. Seit er um seine Zurückstufung gebeten hatte, war ihm der Titel Hauptkommissar nur noch als Beiname geblieben: »Alles in Ordnung, *Hauptkommissar*?« Er hatte erneut die Aufgaben eines einfachen Polizeibeamten übernommen. Diesen Preis hatte er zahlen müssen, um wieder in den Schmutz der Straße, den Abschaum, die Abgründe der Gewaltverbrechen einzutauchen, nachdem er mehrere Jahre in den zu sauberen Büros von Nanterre in der Abteilung Verhaltensanalyse verbracht hatte. Aber Sharko hatte diese Rückstufung gewollt, auch auf die Gefahr hin, sich dadurch bei einem Idioten wie Manien wiederzufinden. Sein Antrag hatte die gesamte Hierarchie in Erstaunen versetzt: Innerhalb der französischen Polizei waren Degradierungen eine große Seltenheit. Zum Ausgleich hatte man ihm angeboten, bei der Kripo die Leitung eines Teams zu übernehmen. Er hatte abgelehnt. Er wollte so aufhören, wie er begonnen hatte: ganz unten, eine Knarre in der Faust, im Angesicht der Finsternis.

»Und erinnerst du dich, warum er verurteilt wurde?«, fragte er kurz angebunden. »Weil er zwei kleine Mädchen von knapp zehn Jahren getötet hatte. Seine eigenen Töchter.«

Manien nahm eine Zigarette und zündete sie zwischen seinen Fingern mit den abgekauten Nägeln an. Er war ein dünner und nervöser Typ mit Lippen wie aus Zigarettenpapier: weißlich, spröde und gespannt. Er arbeitete viel, aß wenig und lachte noch weniger. Einige hielten ihn für einen Miesepeter, andere für eine Natter. Für Sharko war er beides.

Bertrand Manien nahm kein Blatt vor den Mund: »Du willst mich provozieren. Seit du in meinem Team bist, spuckst du mir ständig in die Suppe. Ich kann keine Quertreiber ge-

brauchen. Bei Bellanger wird ein Posten frei, Fontès geht übermorgen in eines der Übersee-Departements. Also verschwinde, ohne Aufsehen zu erregen. Das kommt dir gelegen, das kommt mir gelegen.«

Sharko nickte. »Amen.«

Manien zog genussvoll an seiner Kippe und kniff die Augen hinter einer Rauchwolke zusammen, die sich rasch auflöste. »Sag mal, wann hast du das letzte Mal geschlafen? Ich meine, länger als zwei Stunden pro Nacht?«

Sharko rieb sich die Stirn. Drei tiefe, parallel verlaufende Falten zeichneten sich unter dem zu langen, grau melierten Haar ab. Er, der während seiner gesamten Polizeikarriere einen Bürstenschnitt gehabt hatte, war seit Monaten nicht beim Friseur gewesen. »Ich weiß es nicht.«

»Doch, du weißt es ganz genau. Kaum zu fassen, dass es physiologisch überhaupt möglich ist, so lange auszuhalten. Ich habe immer geglaubt, ohne die nötige Dosis Schlaf würde man sterben. Du rastest aus, *Hauptkommissar*, du hättest besser in deinem Büro in Nanterre bleiben sollen. Du erinnerst dich an diesen Typen, den du seit zehn Jahren nicht gesehen hast, weißt aber nicht mehr, wo du deine Knarre gelassen hast. Deshalb wirst du jetzt schön nach Hause gehen und nichts weiter tun als schlafen, bis Bellanger dich anruft. Los, hau ab.«

Mit diesen Worten ließ Manien ihn stehen. Ein echter Mistkerl und auch noch stolz darauf. Er ging zu den Kriminaltechnikern und dem Staatsanwalt, die gerade ausstiegen – mit ihren Koffern, ihrem Papierkram und ihren ernsten Mienen –, um ihnen die Hand zu schütteln. Immer dasselbe, ein Schwarm Aas fressender Insekten, bereit, sich auf die nächstbeste Leiche zu stürzen, dachte Sharko. Die Zeit verging, doch nichts änderte sich.

Die Lippen zusammengemisst fixierte er ein letztes Mal das Opfer, dessen Pupillen sich bereits verschleierten. Frédéric

Hurault war mit einem Ausdruck der Überraschung auf dem Gesicht gestorben, wahrscheinlich hatte er nichts verstanden. Mitten in der Nacht, bei völliger Dunkelheit. Man hatte an sein Fenster geklopft, er hatte es geöffnet. Die Stichwaffe war aufgetaucht, um ihn mehrmals im Bauch zu treffen. Ein Verbrechen, das in weniger als zwanzig Sekunden erledigt war, ohne Schrei, ohne Kampf. Und ohne Zeugen. Nun würde die Indiziensammlung folgen, die Obduktion, die Nachbarschaftsbefragung. Ein eingespieltes Verfahren, mit dem fünfundneunzig Prozent der Verbrechen gelöst werden konnten.

Aber es blieben die berühmten fünf Prozent und die erfolglosen Ermittlungen, niedergeschrieben auf Tausenden von Seiten, die die Büros der Kripo füllten. Eine Handvoll gerissener Mörder, die zwischen den Maschen durchschlüpfen. Sie waren am schwierigsten zu stellen, ihre Verhaftung musste man sich erst verdienen.

Als wolle er seine Vorgesetzten herausfordern, trampelte Sharko erneut über den Schauplatz des Verbrechens, erlaubte sich sogar eine Inspektion des Wagens und verschwand schließlich, ohne sich zu verabschieden. Alle sahen ihm wortlos nach, bis auf Manien, der wieder lospolterte.

Unwichtig. Momentan sah Sharko nicht wirklich klar und war unglaublich müde ...

Es war mitten in der Nacht. Sharko stand in seinem Badezimmer, beide Füße nebeneinander auf einer nagelneuen elektronischen Waage, die bis auf hundert Gramm genau wog. Es war kein Irrtum und auch keine Falscheinstellung, sie zeigte sehr wohl siebzig Kilo und zweihundert Gramm an. Das Gewicht, das er mit zwanzig Jahren gehabt hatte. Seine Bauchmuskeln waren wieder sichtbar, ebenso wie die kräftigen Schlüsselbeinknochen. Aus ein Meter fünfundachtzig Höhe blickte er

hinab und betastete angewidert diesen kranken Körper. Auf einer Tabelle, die er einige Monate zuvor gezeichnet hatte, verlief eine Linie, die seine Gewichtsentwicklung darstellte und steil nach unten abfiel. Wenn es in diesem Tempo weiterging, würde sie bald unter den Rand sinken und sich auf den Wandkacheln fortsetzen.

Mit nacktem Oberkörper kehrte er in sein Schlafzimmer zurück, einen Raum ohne Leben. Ein Bett, ein Schrank, in einer Ecke ein Haufen abmontierter Schienen und Modellbahnen. Der Radiowecker, dessen Melodie er seit einer Ewigkeit nicht mehr gehört hatte, zeigte 3:07 Uhr an.

Bald war es so weit.

Im Schneidersitz setzte er sich auf die Mitte der Matratze und wartete. Seine Lider flatterten. Seine Augen fixierten die roten aggressiven Zahlen.

3:08, 3:09 Uhr ... Sharko begann widerwillig, die Sekunden im Kopf zurückzuzählen, 60, 59, 58, 57 ... Es gelang ihm nicht, dieses Nacht für Nacht wiederkehrende Ritual abzustellen. Die Hölle in seinem ausgebrannten Gehirn.

Die Minutenzahl wechselte.

3:10 Uhr ... der Eindruck einer Explosion, des Weltuntergangs.

Ein Jahr und sechzehn Tage zuvor hatte genau um diese Zeit sein Telefon geklingelt. Auch in dieser Nacht hatte er nicht geschlafen. Er rief sich die Männerstimme ins Gedächtnis zurück, die aus dem kriminaltechnischen Labor in Poitiers angerufen und ihm das Schlimmste verkündet hatte. Worte aus dem Jenseits.

»Die Ergebnisse sind offiziell. Der DNA-Abgleich von Lucie Henebelle und dem im Wald verbrannten Opfer ist positiv. Es handelt sich also entweder um Clara oder um Juliette Henebelle. Wir haben jedoch derzeit keine Möglichkeit, es genau herauszufinden. Es tut mir leid.«

Mit einer müden Bewegung glitt Sharko unter die Decke und zog sie hoch bis zum Kinn, in der tristen Hoffnung, zwei, vielleicht auch drei Stunden vor sich hindämmern zu können. Gerade genug, um zu überleben. Nur wer unter echter Schlaflosigkeit leidet, weiß, wie lang die Nächte sind und wie laut die Geister heulen, kennt die widerhallenden Geräusche der Nacht und die Gedanken, die im Kopf brennen. Er hatte praktisch alles probiert, um dieser Qual zu entkommen, vergeblich. Bewegungslosigkeit, Schlafmittel, Synchronizität, ja sogar Sport bis zur Erschöpfung. Der Körper brach zusammen, nicht jedoch der Geist. Sharko weigerte sich, einen Psychiater aufzusuchen. Er hatte genug von all diesen Ärzten, die ihn bereits viel zu viele Jahre wegen seiner Schizophrenie behandelt hatten.

Er würde nie, niemals seinen Frieden finden.

Er schloss die Augen und stellte sich gelbe Bälle vor, die auf den Wellen trieben – seine Bilder, mit denen er versuchte einzuschlafen. Nach einer gewissen Zeit nahm er schließlich die Brandung des Meeres, das Murmeln des Windes, das Knirschen des Sandes wahr. Seine Arme wurden gefühllos, eine Starre breitete sich aus, er hörte sogar sein Herz schlagen, das die erschöpften Muskeln antrieb. Aber wie jedes Mal, wenn er einschlief, schlug der Schaum der Wellen in Blutrot um und warf die halb zerdrückten Bälle an den Strand zurück, wo sich nur schwarze Schatten von Kindern dahinschleppten.

Und er dachte an sie, wieder und wieder. An Lucie Henebelle, deren Bild sich auf ein Gesicht, ein Lächeln und viele Tränen reduzierte. Was war aus ihr geworden? Sharko hatte heimlich herausgefunden, dass sie wenige Tage nach der Verhaftung des Mörders und dem Drama, das jeden Menschen fertiggemacht hätte, gekündigt hatte. Ob es ihr seither gelungen war, den Kopf über Wasser zu halten, oder ob sie, wie

er, tief in einem Loch versank? Wie mochten ihre Tage, ihre Nächte aussehen?

Sein großes krankes Polizistenherz begann, schneller zu schlagen. Deutlich zu schnell, um auf Schlaf hoffen zu können. Sharko drehte sich um und begann von vorn. Die Wellen, die Bälle, der warme Sand ...

Am Montag, dem 6. September, klingelte um 7:22 Uhr sein Telefon, als er allein vor einem noch nicht einmal zu einem Drittel ausgefüllten Kreuzworträtsel saß und seinen koffeinfreien Kaffee trank. Bei dem Begriff »Gott der Gewalt und des Bösen« hatte er »Seth« eingetragen und dann sein schweigsames Spiel aufgegeben, sein Geist war zu verwirrt. Früher hätte er ein solches Rätsel in kurzer Zeit gelöst, aber nun ...

Am anderen Ende der Leitung war Nicolas Bellanger, sein neuer Chef, der ihn bat, rasch das Zentrum für Primatenforschung in Meudon, vier Kilometer von Paris entfernt, aufzusuchen. Eine Frau war in einem Käfig tot aufgefunden worden, allem Anschein nach war sie von einem Schimpansen angegriffen worden.

Ohne etwas zu erwidern, legte Sharko auf. Er näherte sich dem Ende seiner beruflichen Laufbahn, und man ließ ihn bei Affen ermitteln. Er konnte sich das Lästern seiner Kollegen, die ihm den Schwarzen Peter zuschoben, lebhaft vorstellen. Das Gespött, die verstohlenen Blicke, Bemerkungen wie »*Hauptkommissar*, flirtest du jetzt mit Makaken?«

Er schien wirklich sehr tief gesunken zu sein.

Kapitel 2

Nachdem er das Observatorium von Meudon hinter sich gelassen hatte, fuhr Sharko in Begleitung seines neuen Kollegen im Schritttempo auf einer kleinen Straße durch den Wald. Jacques Levallois – dreißig Jahre alt, Strebergesicht, aber muskulöser Oberkörper – hatte vor einem Jahr bei der Kripo angefangen, nachdem er beim Auswahlverfahren für den höheren Polizeidienst ausgezeichnete Ergebnisse erzielt hatte. Ein Übriges hatten die Beziehungen seines Onkels – stellvertretender Abteilungsleiter beim Drogendezernat – getan.

An diesem Vormittag war der Kommissar nicht sonderlich gesprächig. Beide Männer hatten noch nie zusammengearbeitet, und Levallois kannte, wie alle anderen auch, die bewegte Vergangenheit seines neuen Partners. Seine verbissene Jagd auf Gewalttäter ... seine Vorliebe für die schwierigsten Fälle ... vor einigen Jahren der tragische Tod seiner Frau und seiner Tochter sowie die merkwürdige Krankheit, die dieses Ereignis in seinem Kopf ausgelöst hatte und die dann ebenso plötzlich wieder verschwunden war. Levallois hielt ihn für einen wahren Überlebenskünstler, einen dieser heruntergekommenen Helden, die man entweder bewundert oder verabscheut. Vorerst wusste der junge Kommissar noch nicht, wofür er sich entscheiden sollte. Eines aber war sicher: Sharko war ein guter Ermittler gewesen.

Der Ort, an dem sich die beiden Polizisten fortbewegten, wirkte trotz der Nähe zur Hauptstadt wie abgeschnitten von der Welt: Bäume, so weit das Auge reichte, mildes Licht, üppige Vegetation. Ein unauffälliges Schild mit dem Hinweis »Centre de Primatologie, UMR 6552 EEE«.

»EEE bedeutet Éthologie-Évolution-Écologie«, erklärte Levallois, um die Atmosphäre zu entspannen.

»Und was bedeutet das genau?«

»Ehrlich gesagt, keine Ahnung.«

Sharko stellte den Wagen auf einem tiefer gelegenen Platz ab, wo bereits ein Dutzend Autos der Angestellten und ein Fahrzeug der Funkstreife parkten. Das mitten im Wald gelegene Zentrum wirkte wie ein befestigtes Lager, geschützt von hohen, soliden Holzpalisaden. Der Zutritt erfolgte über ein Gittertor, das weit offen stand. Wortlos betraten die beiden Beamten, der ältere und der junge, die Enklave und gingen auf die Männer und Frauen zu, die sich am Ende eines ungeeerten Weges unterhielten.

Das Zentrum hatte nichts wirklich Spektakuläres. Hier und da sollten riesige Gehege den Tieren ein Gefühl von Freiheit vermitteln, aber dennoch waren sie hinter diskreten Gittern gefangen, und über den Baumwipfeln war ein grünes Netz gespannt. Affen jeglicher Größe spielten oder hingen an Hand, Fuß oder Schwanz am Baum und kreischten, Scharen von Makis betrachteten die Eindringlinge mit ihren großen jadegrünen Augen. Ein blasser Abklatsch einer Amazonas-Buschlandschaft auf Pariser Art.

Eine Frau mit braunem Haar und angespannten Gesichtszügen löste sich von der Gruppe und näherte sich ihnen. Sie musste etwa fünfzig Jahre alt sein und erinnerte entfernt an Sigourney Weaver in dem Film *Gorillas im Nebel*. Levallois zog stolz seine Dienstmarke.

»Kriminalpolizei Paris. Ich bin Kommissar Levallois und dies ist ...«

»Hauptkommissar Sharko«, sagte Sharko.

Sie tauschten einen festen Händedruck aus. Die Frau hatte ungewöhnlich viel Kraft.

»Clémentine Jaspas. Ich bin Primatenforscherin und auch die Leiterin des Zentrums. Es ist schrecklich, was da passiert ist.«

»Einer Ihrer Affen hat eine Angestellte angegriffen?«

Sie nickte traurig. Eine naturverbundene Frau, dachte Shar-ko, während er ihre rissigen Hände und ihre Haut betrachtete, die von einer anderen Sonne als der Frankreichs geerbt war. Eine breite Narbe, die von einem Schlag mit einer Machete stammen konnte, zog sich über ihren Unterarm.

»Ich verstehe nicht, was da passiert ist. Shery hätte niemals auch nur einer Fliege etwas zuleide getan. Es ist unmöglich, dass sie eine derartige Grausamkeit begangen hat.«

»Shery ist ...«

»Mein Affenweibchen. Eine Schimpansin aus Westafrika, die mich seit Langem begleitet.«

»Zeigen Sie uns, wo es passiert ist?«

Sie nickte und deutete auf einen modernen lang gezogenen weißen Flachbau.

»Dort sind die Tierhäuser und Versuchslabors untergebracht. Zwei Männer von der Funkstreife sind schon da. Einer ist da drinnen, der andere ... ich weiß nicht, er dreht wohl eine Runde und telefoniert. Bitte folgen Sie mir.«

Mit einem Kopfnicken grüßten die beiden Polizisten die Angestellten, die das Drama sichtlich mitgenommen hatte. Es waren fünf oder sechs eher junge Leute, sie umklammerten ihre Kaffeebecher und diskutierten heftig. Sharko musterte aufmerksam jedes einzelne Gesicht und holte Clémentine Jaspas dann wieder ein.

»Was genau machen Sie hier in diesem Zentrum?«

»Wir betreiben hauptsächlich Verhaltensforschung. Wir versuchen herauszufinden, wie sich die soziale Organisation der Primaten und ihre kognitiven Fähigkeiten im Laufe der biologischen Evolution herausgebildet haben. Dazu untersuchen wir ihre Bewegungen, die Art, Werkzeuge zu benutzen, ihre Reproduktionsweise. Wir haben auf diesen acht Hektar etwa hundert Primaten, die zu zehn verschiedenen Arten gehören. Die meisten kommen aus Afrika.«

Weder Sharko noch sein Kollege hatten sich die Mühe gemacht, ein Notizbuch herauszuziehen, um etwas aufzuschreiben. Wozu auch, da der Fall von vornherein klar war. In den Baumwipfeln balancierten rote Kugeln träge von Ast zu Ast wie ein synchrones Ballett: eine Orang-Utan-Familie, die Mutter trug ihr Junges vor dem Bauch.

»Und das Opfer? Welche Aufgabe hatte die junge Frau genau?«

»Eva Louts war Studentin an der Universität Jussieu. Sie hatte sich auf Evolutionsbiologie spezialisiert und arbeitete hier seit drei Wochen im Rahmen ihrer Doktorarbeit.«

»Was ist Evolutionsbiologie?«

»Gegenfrage, wissen Sie, was ein Genom ist?«

»Nicht genau.«

»Das ist die Aneinanderreihung der DNA, die unsere dreiundzwanzig Chromosomenpaare bildet. Dies ergibt eine Sequenz von mehr als drei Milliarden Daten, die in gewisser Weise die Herstellungsanleitung für unseren Organismus ist. Und mit diesem Genom bilden wir die Lebensgeschichte nach. In der Evolutionsbiologie geht es darum zu verstehen, warum und wie neue Arten, neue Viren wie AIDS oder SARS auftauchen und wie andere verschwinden. Und es geht darum, eine Menge Fragen zur Evolution des Lebens zu beantworten. Beispielsweise, warum wir altern und sterben. Sie haben sicher schon von natürlicher Auslese, von Mutation oder genetischem Erbe gehört.«

»Darwin und Konsorten? Ja, vage.«

»Genau das ist unser Thema.«

Sie betraten ein Tierhaus. Nachdem sie an einem Büro mit einigen Computern vorbeigegangen waren, erreichten sie einen großen Raum, in dem Käfige verschiedener Größe – die meisten leer – aneinandergereiht waren. Hier und da gestikulierten einige Makis. In Regalen lag eine Menge Plastik-

spielzeug. Bunte geometrische Formen, großteilige Puzzles, Behältnisse. Ein unangenehmer Geruch nach altem Leder und Exkrementen hing in der Luft. Offensichtlich erschüttert blieb Clémentine Jaspas stehen und streckte die Hand aus.

»Da hinten ist es passiert. Sie können hingehen. Entschuldigen Sie, wenn ich hierbleibe, aber mir dreht sich der Magen um.«

»Das verstehen wir natürlich.«

Zusammen mit seinem Kollegen trat Sharko näher. Beide Männer schüttelten einem bärtigen Polizisten von der Funkstreife die Hand, der am Ort des Dramas wachte. Im letzten Käfig, einem großen, aus Gitterstäben bestehenden Würfel mit drei Meter Kantenlänge, lag das Opfer im Stroh, die Arme nach hinten ausgestreckt, als wolle es ein Sonnenbad nehmen. Eine große Wunde – offensichtlich durch einen Biss verursacht – verlief über die rechte Wange bis zum Kinn. Der Kopf lag in einer Blutlache. Eine junge Frau von vielleicht drei- oder vierundzwanzig Jahren. Ihre Hemdbluse war zerrissen, ihre Schuhe lagen einige Meter weiter im Raum. Mitten in der Blutlache war ein großer Briefbeschwerer aus Metall, vielleicht Kupfer oder Bronze, zu erkennen.

In der rechten hinteren Ecke des Käfigs kauerte ein Schimpanse. Im Bereich der Vorderarme, Hände und Füße glänzte sein Fell von Blut. Shery war groß und schwarz, mit kräftigem Rücken und langen mageren behaarten Armen. Sie wendete den Neuankömmlingen den Kopf zu. In ihren Augen konnte Sharko in Sekundenschnelle den Ausdruck tiefer Trauer lesen.

Der bärtige Beamte von der Funkstreife drehte eine erloschene Zigarette zwischen den Fingern. »Da ist nichts zu machen. Dieser dreckige Makak hat sich keinen Zentimeter bewegt. Wir hatten Anweisung, auf Sie zu warten, bevor er eingeschläfert wird.«

Sharko sah sich nach Madame Jaspar um, die in einiger Entfernung stehen geblieben war. »Wer hat die Leiche entdeckt?«

Die Primatenforscherin hörte die Frage nicht. Sie näherte sich rasch und fixierte den bärtigen Mann mit finsterem Blick. »Shery ist kein Makak. Sie ist eine Schimpansin, um die ich mich seit über siebenunddreißig Jahren kümmerge.«

Der Bulle zuckte mit den Schultern. »Makak hin oder her, früher oder später wenden sie sich immer gegen uns. Das hier ist der Beweis.«

Kommissar Jacques Levallois bedeutete ihm freundlich, er könne hinausgehen und Luft schnappen. Die Spannung war greifbar, die Atmosphäre aufgeladen. Sharko wiederholte seine Frage ruhig: »Wer hat die Leiche entdeckt?«

Clémentine Jaspar stand nun neben ihm. Sie war klein und untersetzt und spielte nervös mit den Fingern, bemüht, nicht einen Blick auf das unglückselige Opfer zu werfen. Sharko wusste, dass es den meisten Menschen unmöglich war, dem Tod ins Angesicht zu sehen, wenn die erste Neugier verflogen war. Zudem war der Anblick dieses teilweise entblößten Mädchens besonders unerträglich.

»Hervé Beck, unser Tierpfleger. Er reinigt jeden Morgen um sechs Uhr die Käfige. Als er das gesehen hat, hat er sofort die Polizei gerufen.«

»Dann war die Käfigtür bei seiner Ankunft geschlossen?«

»Nein, sie stand weit offen. Als er die Leiche entdeckte, hat Hervé sie sofort verriegelt, um zu verhindern, dass Shery flüchtet.«

»Wo ist dieser Hervé?«

»Draußen, bei den anderen.«

»Sehr gut. Dieser Briefbeschwerer neben der Leiche ... Haben Sie eine Idee, wo der herkommt?«

»Aus dem Büro, in dem Eva arbeitete.«

»Was, meinen Sie, könnte die Studentin veranlasst haben, den Käfig zu öffnen und mit einem Briefbeschwerer hineinzugehen?«

»Shery ist das Maskottchen unseres Zentrums. Im Gegensatz zu den anderen Tieren ist sie nur zum Schlafen im Käfig und spaziert die restliche Zeit umher, wie es ihr gefällt. Hin und wieder stibitzt sie etwas, vor allem glänzende Gegenstände. Wenn Eva mit ihren Beobachtungen fertig war, musste sie Shery in den Käfig zurückbringen und absperren. Da sie tagsüber häufig beschäftigt war, kam sie später zum Arbeiten und ging als Letzte. Wir vertrauten ihr.« Die Primatenforscherin betrachtete ihre unglückliche Gefährtin. »Shery ist absolut harmlos. Sie ist bei allen Primatenforschern Frankreichs für ihre Freundlichkeit, ihre Intelligenz und vor allem für ihre Ausdrucksfähigkeit bekannt.«

»Ausdrucksfähigkeit?«

»Sie spricht *Ameslan*, die Gebärdensprache der amerikanischen Taubstummen. Das hat sie vor über dreißig Jahren im Institut für die Kommunikation zwischen Schimpansen und Menschen in Ellensburg gelernt. Seit jeher habe ich ihre Freude und ihren Schmerz geteilt. Ich wiederhole noch einmal, sie kann nicht ...«

Plötzlich verstummte sie, gequält von einer schrecklichen Gewissheit: ein blutbedeckter Affe, vor sich ein Opfer, das mit einem Briefbeschwerer erschlagen und gebissen worden war. Was mochte hier vorgegangen sein? Wie konnte Shery eine solche Abscheulichkeit begangen haben? Clémentine Jaspar versuchte, Kontakt mit ihr aufzunehmen, aber trotz guten Zuredens und ihrer Rufe durch das Gitter bewegte sich die Schimpansin nicht.

»Sie will uns nichts sagen. Ich glaube, sie ist wirklich traumatisiert.«

Sharko und sein Kollege Levallois tauschten einen vielsa-

genden Blick aus. Der junge Kommissar nahm sein Mobiltelefon und ging hinaus. Sharko vergrub die Hände in den Taschen seiner etwas zu weiten Jeans. Er fühlte sich gar nicht wohl angesichts dieses armen Tiers, das in seiner Ecke kauerte, und der viel zu jungen Toten, die ihn aus leeren Pupillen anstarrte.

»Madame, es wird Ermittlungen geben, ein Richter wird beauftragt. Mein Kollege ruft die Kriminaltechniker an, die Untersuchungen durchführen werden, sowie mehrere Kollegen für eine Nachbarschaftsbefragung.«

Diese Information schien die Primatenforscherin zu beruhigen. Das war Routinearbeit. Selbst wenn man jemanden fand, der sich in einem von innen abgesperrten Zimmer erhängt hatte, mussten Ermittlungen eingeleitet werden. Man musste Suizid, Unfall oder verstecktes Verbrechen auseinandehalten. Sharko fixierte den Affen. Kurz fragte er sich, ob auch diese Tiere Fingerabdrücke hinterließen.

»Sie werden gewiss verstehen, dass die Ermittler in den Käfig gehen und auch bei Ihrer ... Gefährtin Spuren sichern müssen, insbesondere im Bereich von Zahnfleisch und Nägeln, um zu überprüfen, ob man dort das Blut des Opfers findet, was den Angriff beweisen könnte. Sie muss betäubt werden.«

Nachdem Clémentine Jaspas einen Moment reglos vor den kräftigen Gitterstäben stehen geblieben war, nickte sie ohne große Überzeugung. »Ich verstehe. Aber versichern Sie mir, dass man ihr nichts antun wird, solange ihre Schuld nicht bewiesen ist. Dieses Affenweibchen ist menschlicher als die meisten Leute in unserer Umgebung. Ich habe sie halb tot im Dschungel gefunden, sie war von Wilddieben verletzt worden. Ihre Mutter war vor ihren Augen getötet worden. Sie ist für mich wie ein Kind. Sie ist mein Leben.«

Sharko wusste besser als jeder andere, was es bedeutete,

jemandem ein geliebtes Wesen zu entreißen, ob dies nun ein Tier war oder nicht. Er versuchte, eine möglichst neutrale Antwort zu finden. »Ich kann Ihnen nichts versprechen, aber ich werde mein Möglichstes tun.«

Clémentine Jaspas seufzte traurig. »Gut. Ich hole die Betäubungspistole.«

Sie hatte sehr leise gesprochen. Sharko näherte sich dem Käfig und ging in die Hocke, wobei er darauf achtete, die Gitterstäbe nicht zu berühren. Es gab keinen Zweifel: der Abdruck des Tiergebisses auf dem Gesicht war deutlich. Der Affe war schuldig, das Szenario war klar. Das Tier hatte mit dem Briefbeschwerer zugeschlagen, das Opfer ins Gesicht gebissen – eine Tat, für die es sicher nie eine Erklärung geben würde. Der Kommissar hatte bereits von der plötzlichen Gewalttätigkeit dieser Primaten gehört, die fähig waren, ohne ersichtlichen Grund ihre eigenen Kinder zu töten. Eva Louts war wahrscheinlich unvorsichtig gewesen, vielleicht hatte sie die Äffin in einem schlechten Moment angesprochen. Eines war sicher: Die Zukunft dieses armen Tiers mit den abstehenden Ohren und dem niedlichen Gesicht sah schlecht aus.

»Siebenunddreißig Jahre, alte Oma. Du bist so alt wie eine Frau, die ich geliebt habe. Weißt du das? Nie zu alt, um auszurasen, was? Warum erklärst du uns nicht einfach, was passiert ist?«

Clémentine Jaspas erschien erneut mit einem Instrument, das auf sonderbare Weise einer Spritzpistole glich.

Sharko richtete sich wieder auf und warf einen Blick an die Decke. »Ich sehe hier überall Überwachungskameras. Haben Sie daran gedacht ...«

»Das bringt nichts. Eva Louts sollte das Alarmsystem und alles erst beim Abschließen einschalten.« Mit einem Seufzer zielte die Leiterin mit ihrer Waffe auf die Äffin. »Verzeih, meine Kleine ...«

Genau in diesem Moment drehte Shery sich um und blickte der Frau in die Augen. Mit den Fäusten am Boden abgestützt ging sie mit weichen Bewegungen an den Käfigrand.

Der Finger der Primatenforscherin zitterte. »Es tut mir leid, ich kann nicht.«

Sharko nahm ihr die Waffe aus der Hand. »Lassen Sie mich das machen.«

An die Gitterstäbe gepresst richtete sich die Äffin auf, legte die Hände zusammen, die Handflächen nach außen, hob sie dann auf Höhe ihres Mundes und wich dabei leicht zurück.

Als Sharko die Pistole auf das Tier richtete, hielt Clémentine Jaspas ihn zurück. »Warten Sie! Sie will sprechen.«

Shery machte weitere Zeichen: die Arme zu beiden Seiten des Kopfes, bewegte sie die Handflächen nach unten, wie ein Gespenst es machen würde, um Kinder zu erschrecken. Dann legte sie die rechte Hand auf die Lippen, bevor sie sie sinken ließ. Diese Abfolge von Gesten wiederholte sie drei, vier Mal, dann näherte sie sich der Toten und streichelte zärtlich ihre zerrissene Wange. Sharko hatte das Gefühl, noch nie so viele Emotionen im Blick eines Lebewesens wahrgenommen zu haben. Dieses Tier verströmte etwas zutiefst Menschliches. Ganz gegen seinen Willen zog sich sein Bullenherz zusammen.

»Was hat sie gesagt?«

»Sie wiederholt ständig dasselbe: »Angst, Monster, böse ... Angst, Monster, böse ...« Clémentine Jaspas schöpfte neue Hoffnung. »Ich habe es Ihnen ja gesagt, Shery ist unschuldig. Jemand ist hierhergekommen. Jemand, der Eva das angetan hat.«

»Fragen Sie Shery, ob sie dieses ›böse Monster‹ kennt.«

Mit Händen und Lippen führte die Frau eine Reihe von Zeichen aus, die das Schimpansenweibchen aufmerksam verfolgte. »Sie verfügt über ein Lexigramm von über vierhun-

dertfünfzig Wörtern. Wenn man sich klar ausdrückt, versteht sie alles.«

Nach einiger Zeit schüttelte Shery verneinend den Kopf. Sharko konnte es kaum fassen: Die Frau neben ihm diskutierte mit einem Affen, unserem Großcousin auf der Skala der Evolution.

»Fragen Sie, warum dieses Monster gekommen ist.«

Wieder folgten Gesten, auf die Shery reagierte. Zeigefinger und Mittelfinger bildeten ein V und kreuzten rasch die linke, weit geöffnete Hand. Dann deutete sie mit einer klaren Bewegung des Armes auf die Leiche.

»Töten. Um Eva zu töten.«

Skeptisch und verblüfft zugleich rieb sich Sharko das Kinn. »Was bedeutet Ihrer Meinung nach ›Monster‹ für sie?«

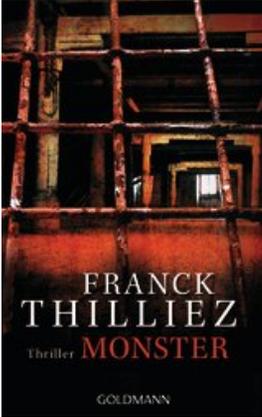
»Eine aggressive, unheilvolle Gestalt, die Böses im Schilde führt. Es kann sich nicht um einen Menschen handeln, denn dann hätte sie den Begriff ›Mensch‹ verwendet. Das ... das ist etwas, was ich nicht recht verstehe.«

»Können Affen etwas erfinden oder lügen?«

»Wenn es um einen Überlebensreflex geht, können sie manchmal ›täuschen‹. Wenn Affen sich zum Beispiel bei einem Streit bis aufs Blut bekämpfen, kann ein beobachtender Affe einen Schrei ausstoßen, der einen Angriff aus der Luft signalisiert, und zwar mit dem einzigen Ziel, die Streitenden zu vertreiben und damit die Gruppe aufzulösen. Wenn Shery sagt, dass sie ein Monster gesehen hat, dann hat sie tatsächlich ein Monster gesehen. Vielleicht einen anderen, größeren und sehr aggressiven Affen, den sie als Monster interpretiert.«

Sharko wusste nicht mehr, was er denken sollte. Die Müdigkeit lastete auf ihm, seine Gedanken drehten sich im Kreis. Ein Affe, ein Käfig, eine ins Gesicht gebissene Tote und sogar der stumpfe Gegenstand – alles schien so einfach. Fast zu perfekt. Aber vielleicht war tatsächlich ein Monster gekommen.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Franck Thilliez

Monster

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47763-0

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2014

Eine tote Wissenschaftlerin. Ein bizarrer Selbstmord. Und eine Reise zum Ursprung der Gewalt.

Lucie Henebelle, ehemals Ermittlerin bei der Kriminalpolizei in Lille, führt ein zurückgezogenes Leben, seit der Gewalttäter Grégory Carnot ihre kleine Tochter ermordete. Doch dann erfährt sie, dass Carnot sich in seiner Gefängniszelle umgebracht hat, und die seltsamen und blutreichen Umstände lassen ihr keine Ruhe mehr. Carnot hat ein auf dem Kopf stehendes Landschaftsbild an die Wand gemalt und sich dann mit bloßen Händen die Halsarterie heraus gerissen. Zur gleichen Zeit wird Lucies Kollege Franck Sharko nach Meudon gerufen, wo eine Wissenschaftlerin tot aufgefunden wurde. Zehn Tage zuvor hatte sie Carnot interviewt ...